

Jesus und das Christentum

von *Dietrich Korsch, Passau*

Mit dem heutigen Vortrag geht unsere Reihe zu Ende, die wir überschrieben hatten: "Wer war und wer ist Jesus von Nazareth?" An den zurückliegenden sechs Abenden haben wir vieles über Jesus gehört: von den Jesus-Bildern, die sich die wissenschaftliche Theologie gemacht hat, von Jesu Auftreten, seinem Geschick, seiner Auferstehung, zuletzt auch von den phantastischen Konstruktionen aus dem esoterischen Formenkreis, die sich der Gestalt Jesu zu bemächtigen suchen.

Auch unser historisches Fragen - wer war Jesus? - ist aber stets bestimmt gewesen von einem aktuellen Interesse: Wer ist Jesus Christus für uns heute? Es kennzeichnet ja unser Christsein, daß beides zusammengehört, daß der Glaube an Jesus gar nicht leben kann ohne die Rückfrage nach dem Menschen Jesus in der Geschichte; und umgekehrt, daß man Jesus gar nicht versteht, wenn man sich nicht ein Verständnis davon verschafft, inwiefern man ihm Glauben schenken kann.

Diese Wechselwirkung von Geschichte und Glaube ist ein wichtiges Phänomen. Denn durch sie unterscheidet sich der christliche Glaube von einer ewigen Idee. Eine ewige Idee, die ist von der Art, daß es vielleicht geschichtliche Anstöße zu ihrer Erkenntnis geben kann, daß ihre Geltung aber davon völlig unabhängig ist. Eine ewige Idee muß aus sich selbst heraus einleuchten; und wer ihr nicht zustimmt, wird als uneinsichtig, als beschränkt gelten. Für eine solche Idee ist der historische Boden ihres Ursprungs zweitrangig. Daß man sich aber an Jesu Geschichte orientieren muß, will man an ihn glauben, darin kommt die absolute Unersetzbarkeit Jesu für das Christentum zum Tragen. Daraus folgt nun aber auch ein anderes wesentliches Moment des christlichen Glaubens: Man kann sich von seiner Wahrheit stets nur individuell überzeugen. Man muß sozusagen den Weg selbst mitgehen von der Erkenntnis Jesu von Nazareth zum Bekenntnis, daß Jesus der Christus ist. Und selbst wenn man diesen Weg einmal gegangen ist, muß man ihn immer wieder gehen. Denn es gibt gar keinen Weg, der darüber hinaus führt. Und anders als auf diesem Weg ist Jesus nicht zu erkennen.

Diesen Weg habe ich im Auge, wenn ich meinen Vortrag unter den Titel stelle "Jesus und das Christentum". Wie kam es dazu, daß die Kenntnis über Jesus ins Bekenntnis zu Jesus als dem Christus überging? Und wie kommt es heute

dazu? Wie gründet sich der christliche Glaube auf Jesus Christus? Ich werde diesen Fragen in vier Schritten nachgehen.

1. Die Bedeutsamkeit Jesu

Zweifellos ist Jesus ein Mensch gewesen, der Aufsehen erregt hat unter seinen Zeitgenossen. Ja, mehr noch: der Eindruck gemacht hat auf die, die ihn kannten. Diesen Eindruck freilich in Sprache zu fassen, hat er selbst nicht leicht gemacht. Denn für sich hat er, soweit wir sehen können, auf Selbstbezeichnungen aller Art verzichtet. Er hat selbst kein Raster bereitgestellt, mit dessen Hilfe er sich einordnen ließe. Das hat damit zu tun, daß er sich so ganz und gar auf die Verkündigung des nahen Gottesreiches bezogen wußte, ja, mit ihr so eins zu sein schien, daß er gar nicht in der Lage war, noch insbesondere auf seine Rolle und Funktion zu reflektieren. Die herandrängende Nähe des Gottesreiches - gegen die Verfallenheit dieser Welt - läßt keinen Platz mehr für einen wie auch immer eigenständigen Vermittler, ja nicht einmal Raum für einen Funktionsnamen oder einen Titel, mit dem sich Jesus identifizieren könnte. Gottes Reich wird durch Jesus unmittelbar zur Geltung gebracht. In seinen Gleichnissen, durch die die Wirklichkeit des Alltags durchsichtig wird auf die Macht des kommenden Gottes. In seinen Dämonenaustreibungen, in denen alles Böse, das die Menschen verdirbt, vor Gott zurückweicht. In seiner Gerichtsverkündigung, die nicht mehr mit dem fernen, strafenden Gott droht, sondern inmitten der "allumfassenden Verlorenheit" "Menschen unter die Macht" der "alles gutmachenden Endherrschaft Gottes"¹ stellt.

Vielleicht kann man für unser heutiges Verstehen Jesu Gottesreichverkündigung am besten umschreiben durch die Vorstellung, daß Jesus angstfreie Nähe Gottes realisiert hat. Nähe, so wissen wir es aus der eigenen Lebenserfahrung, zieht sogleich auch Angst nach sich: sich zu verlieren, vom anderen vereinnahmt, verschlungen zu werden. Darum ist uns völlige, vorbehaltlose Nähe auch kaum möglich, ja sie erscheint uns nicht einmal wünschenswert. Denn wer zu lange zu nah am anderen gelebt hat, sucht womöglich irgendwann endgültig das Weite. Diese Dialektik von Nähe und Angst, am zwischenmenschlichen Leben am besten zu beobachten, läßt sich nun ohne Mühe auch auf das Verhältnis zu Gott und zu sich selbst übertragen. Zu große Gottesnähe: müßte

¹ Sämtliche Zitate: J. Becker, Jesus von Nazaret, Berlin/New York 1996, 274.

man ihn dann nicht fürchten, wenn er uns so auf den Leib rückt? Und am Ende ihn fliehen? Zu große Nähe zu sich selbst: könnte man dann noch zu sich selbst stehen? Oder müßte man nicht stets vor sich weglaufen, sich selbst anderswo suchen?

Jesus hat das offenbar gelebt: angstfreie Nähe ins Werk zu setzen. Gott nahe kommen zu lassen, ohne sich vor ihm verstecken zu müssen und ohne vor ihm fliehen zu wollen. Andere Menschen sich nahe sein zu lassen - über die gesellschaftlichen Trennungslinien hinweg, ja sogar quer zu den eigenen Familienbeziehungen. Und darum auch Nähe zu sich selbst, Zugang zur eigenen Lebensmitte zu finden, sich auf diese Mitte einlassen zu können, die wir unsererseits nur immer verstecken und verstellen.

Jesu Gottesreichsverkündigung: Schon die, die das mitansahen und miterlebten, fanden kaum Begriffe dafür. "Und Jesus ging fort mit seinen Jüngern in die Dörfer bei Cäsarea Philippi. Und auf dem Wege fragte er seine Jünger und sprach zu ihnen: Wer sagen die Leute, daß ich sei? Sie antworteten ihm: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer; einige sagen, du seist Elia; andere, du seist einer der Propheten" (Mk 8,27f.). Noch am ehesten also scheint es die Kategorie des Propheten gewesen zu sein, die sich den Zeitgenossen nahelegte, die Jesu Auftreten begreifen wollten. Einer der Propheten, ja, womöglich der kurz vor dem Endgericht zurückerwartete Elia, oder der wiederbelebte Täufer, der sich selbst ja durchaus als Endzeitprophet darstellte.

"Und er fragte sie: Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Du bist der Christus." Also: der Messias, der endzeitliche König Israels. Mit dieser Bezeichnung ist nun freilich schon der Übergang in die Gemeinde vollzogen; Jesus als Christus, als Messias - das ist bereits ein Bekenntnis zu Jesus. Eines, das die Uneindeutigkeit des Auftretens Jesu in Bestimmtheit überführen möchte. Und zwar dadurch, daß eine definitive Auskunft darüber gegeben wird, wer Jesus in Wahrheit ist. Das ist ein eigentümlicher Vorgang: daß die christliche Gemeinde nicht Jesu Lehre fortsetzt oder Jesu Leben imitiert, sondern sich dazu herausgefordert sieht, eine Antwort auf die Frage nach Jesu Selbstsein, nach seiner Identität zu geben. Und nur über diese Identitätsantwort festhalten zu können, was er ihr getan hat und bedeutet. Sieht man nun näher hin, dann zeigt sich freilich, daß es eine ganze Reihe solcher Bezeichnungen, solcher Hoheitstitel gibt. Es zeigt sich aber ebenfalls so gleich, daß diese Namen und Titel ganz unterschiedlicher Herkunft sind und sich überhaupt nicht in einen einheitlichen, in sich übereinstimmenden Vor-

stellungszusammenhang bringen lassen. Eine urchristliche Normaldogmatik, eine fixierte Lehrbildung, die sagt, was es mit Jesus so und nur so auf sich hat, die Jesus also auf den Begriff bringt, hat es nie gegeben.

Das will ich Ihnen an einer kleinen Auswahl solcher Begriffe und Vorstellungen zeigen. Der Messiasitel ist uns ja gerade schon begegnet. Damit ist, wie man unterstellen muß, derjenige Nachkomme aus dem Hause Davids gemeint, von dem seit bestimmten prophetischen Traditionslinien erwartet wird, das Reich Davids wiederherzustellen, also Israel zu sammeln und zu befreien und die Völker zur Wallfahrt auf den Zion zu veranlassen - und diese Phase konnte auch als das irdische Vorspiel zum großen himmlischen Enddrama des jüngsten Gerichtes verstanden werden.

Häufiger noch als vom Messias ist in den Evangelien vom Menschensohn die Rede - auffälligerweise finden sich diese Worte stets in Jesu Mund. In der Forschung ist es umstritten, ob Jesus in der Tat selbst vom Menschensohn geredet, sich gar dafür gehalten oder zumindest das Kommen des Menschensohnes mit seiner Botschaft verbunden hat. Wie immer es damit aussieht (mir ist es - mit Jürgen Becker - am wahrscheinlichsten, daß Jesus nur unbetont vom Menschensohn als einer Gestalt traditioneller endzeitlicher Vorstellungen geredet hat, ohne sich mit ihm zu identifizieren), wie immer es also mit dieser historischen Frage bestellt ist: die Gestalt des Menschensohnes gehört schon ins himmlische Endgericht, wie es die vorstellungsprägende Überlieferung aus Daniel 7 beschrieben hat. Nach vier endzeitlichen Tieren kommt dort am Schluß ein menschengestaltiges Wesen, das Gottes letztes Urteil vorbereitet (oder sogar selbst vollzieht). Das ist aber ein Bild, das mit dem Messias gar nichts zu tun hat. Gleichwohl werden mit unübersehbarer Deutlichkeit beide Titel auf Jesus angewendet: Jesus, der königliche Davidssohn. Jesus - die endzeitliche Richtergestalt.

Ein drittes Beispiel. "Euch ist heute der Heiland geboren", spricht der Engel - wir haben es noch im Ohr - in der Weihnachtsgeschichte des Lukas. ›Soter‹ heißt das griechische Wort, und damit sind wir in die hellenistische Sprachwelt eingetreten. Neben der religiösen Rettung ist hier auch das Motiv eines die Welt umspannenden Friedens zu hören - und dieses Stichwort nimmt ja der Engelchor in seinem Lobgesang nach der Verkündigung der Weihnachtsbotschaft gleich auf: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens. Jesus - der Friedenskönig, das ist hier gesagt.

Nicht einen Titel, aber einen eindrucksvollen Vorstellungszusammenhang bringt das nächste Beispiel an den Tag: Jesu erste Predigt, in Kapernaum, am Anfang des Mk (1,21-28):

"Und sie gingen hinein nach Kapernaum; und alsbald am Sabbat ging er in die Synagoge und lehrte. Und sie entsetzten sich über seine Lehre; denn er lehrte mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten. Und alsbald war in ihrer Synagoge ein Mensch, besessen von einem unreinen Geist, der schrie: Was willst du von uns, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu vernichten. Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes! Und Jesus bedrohte ihn und sprach: Verstumme und fahre aus von ihm. Und der unreine Geist riß ihn und schrie laut und fuhr aus von ihm. Und sie entsetzten sich alle, so daß sie sich untereinander befragten und sprachen: Was ist das? Er gebietet auch den unreinen Geistern, und sie gehorchen ihm! Und die Kunde von ihm erscholl alsbald im ganzen galiläischen Land."

Als vollmächtiger Lehrer, als überzeugender Ausleger der Thora wird Jesus hier beschrieben - und als ein Mensch, in dem die bösen Geister das Nahen desjenigen spüren, der mächtiger ist als sie und der sie vertreiben wird. Immer wieder kommt dieses Motiv bei Markus zur Sprache: Jesus - der machtvolle Wundertäter, der Mensch von göttlicher Kraft, der ›theios aner‹. Ganz parallel etwa in der halb gespenstischen, halb komischen Geschichte von den Schweinen, die bei Gerasa im See Genezareth ersaufen, nachdem die bösen Geister von ihnen Besitz genommen haben.

"Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott." Die ersten Sätze des Johannesevangeliums. Wort, ›logos‹, das ist hier der Name Jesu geworden: im Anfang bei Gott, vor aller Zeit, präexistent. Wieder eine ganz andere Vorstellung, die sagen soll, wer Jesus ist, wahrscheinlich aus dem hellenistischen Judentum stammend. Wo man Bezug nimmt auf die vor Gott spielende, ihn zur Schöpfung anregende Weisheit.

Schließlich noch ein letztes Beispiel aus den Anfangsversen des Römerbriefes. Paulus zitiert und kommentiert hier eine ihm schon aus der Tradition geläufige Formel, die deshalb von besonderem Interesse ist, weil sie zeigt, daß unterschiedliche Vorstellungen verknüpft werden, ohne in ihrem Inhalt miteinander verbunden zu sein. Paulus spricht davon, daß er zum Apostel berufen sei, das Evangelium Gottes zu verkünden "von seinem Sohn Jesus Christus, unserm Herrn, der geboren ist aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch,

und nach dem Geist, der heiligt, eingesetzt ist als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten" (Röm 1,3f.). Hier finden wir den Messias-Titel - Christus, Davidssohn - neben der Bezeichnung Jesu als Gottessohn und Herr (>kyrios<); eine scheinbar adoptianische Richtung von unten nach oben (Fleisch - Geist; Geburt - Auferstehung) wird ineinandergeschoben mit einer scheinbar inkarnatorischen Richtung von oben nach unten (präexistenter Gottessohn und weltumspannender Kyrios).

Wer ist nun Jesus? Messias, Menschensohn, Heiland, göttlicher Wundertäter, ewiges Wort, Gottessohn und Kyrios/Herr? Würden wir nun noch - soweit das überhaupt geht - die sozialen und kulturellen Hintergründe nachzeichnen, die mit diesen unterschiedlichen Namen und Vorstellungen verbunden sind, dann würde vollends deutlich: Bunt ist das Bild des frühen Christentums, lebendig, aber ganz uneinheitlich. Keineswegs gibt es eine einzige, ja nicht einmal eine klar herrschende Vorstellung darüber, als was Jesus zu begreifen und zu bezeichnen ist.

In einem berühmt gewordenen Vortrag aus dem Jahr 1951 hat Ernst Käsemann unter anderem mit Bezug auf solche Unterschiede in Vorstellung und Glaubensweise die These vertreten, daß der Kanon des Neuen Testaments nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielzahl der Konfessionen begründe.² Also eine Mehrheit von Anschauungsformen Jesu, in denen ihm mit unterschiedlichen Mitteln eine entscheidende Bedeutung für das menschliche Leben mit und vor Gott zugesprochen wird. Das ist auch insoweit zweifellos zutreffend - aber doch noch nicht alles. Denn jeder dieser Titel oder Vorstellungsformen wird - abgesehen von der auffälligen Tatsache, daß sie alle nebeneinander auf Jesus angewendet werden können - einem - unterschiedlich tiefgreifenden - Bedeutungswandel unterzogen, und diesem möchte ich im zweiten Schritt meiner Überlegungen nachgehen.

2. Der Bedeutungswandel der Bedeutsamkeitsaussagen über Jesus

Die Titel und Vorstellungsformen, in denen sich die frühe Christenheit über Jesus äußert, sind allesamt nicht originell. Kein einziger ist von den ersten

² Ernst Käsemann, Begründet der neutestamentliche Kanon die Einheit der Kirche?, in: ders. (Hg.), Das Neue Testament als Kanon. Dokumentation und kritische Analyse zur gegenwärtigen Diskussion, Göttingen 1970, 124-133.

Christen neu erfunden worden. Wohl aber ist der Gebrauch, den sie davon machen, eigentümlich; eigentümlich gebrochen auch. Denn alle diese Hoheitstitel und Machtvorstellungen stehen unter dem Vorzeichen, daß Jesus am Kreuz gestorben ist. Erst dadurch, daß sie den Tod Jesu mit zur Sprache bringen, werden solche Hoheitstitel Jesus adäquat.

Ich erinnere Sie an Jesu erstes Auftreten in Kapernaum, wie Markus es darstellt. Die bösen Geister in dem Besessenen ahnen es schon, wer ihnen da gegenübertritt. Jesus gebietet ihnen zu schweigen. Die Menschen wissen noch nicht, um wen es sich bei Jesus handelt. "Und sie entsetzten sich alle, so daß sie sich untereinander befragten und sprachen: Was ist das? Eine neue Lehre in Vollmacht! Er gebietet auch den unreinen Geistern und sie gehorchen ihm!" (Mk 1,27). Der ›theios aner‹, der Mensch von göttlicher Kraft, er lebt in eigentümlicher Verborgenheit.

Oder die Szene bei Cäsarea Philippi, das sogenannte Petrusbekenntnis Mk 8,27ff.: Da hat Petrus nun, anders als die Jesus ferner stehenden Menschen, ihn als Messias bezeichnet - und was folgt bei Markus auf dem Fuße? Ein Schwei-gebot Jesu und seine Lehre: "Der Menschensohn muß viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen" (Mk 8,31). Markus hat hier den verschwiegenen Messiasitel ganz hart einem umgedrehten Menschensohntitel gegenübergestellt: Jesus wird als der, der er ist, erst durch seinen Tod und nach seiner Auferstehung erkannt.

Diese Auffassung zeigt sich auch in der Darstellung des Todes Jesu nach Markus. "Und zur sechsten Stunde kam eine Finsternis über das ganze Land bis zur neunten Stunde. Und zu der neunten Stunde rief Jesus laut: Eli, Eli, lama asabtani? das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Mk 15,33f.). Und als Jesus mit einem Schrei auf den Lippen verschieden ist, läßt Markus den römischen Hauptmann unter dem Kreuz sprechen: "Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen" (Mk 15,39). Da weiß der Hauptmann auch schon mehr, als er zu dem Zeitpunkt wissen kann. Denn was er sagt, ist mit der Erkenntnis des Auferstandenen identisch: Dieser am Kreuz von Gott verlassene Mensch, dieser Bote der angstfreien Nähe Gottes, ist in Wahrheit Gottes Sohn, Messias, Menschensohn oder welche Titel noch in Frage kommen.

Hört die angstfreie Nähe zu Gott, zu den anderen Menschen, zu sich selbst auf, wenn Jesus tot ist? Tritt nun wieder Angst an die Stelle? Ja, gesteigerte Angst,

weil der Bote des angstfrei nahenden Gottes tot ist? Das ist die Frage des Karfreitags. Und die Antwort von Ostern lautet: Nein, diese Nähe hört nie und nimmer auf. Denn noch das Verschwinden Jesu aus dem Kreis alltäglicher Geschichtserfahrung - ja: das Hinausgedrängtwerden Jesu aus diesem Horizont - wird von Gottes Nähe überwunden, die damit auch die letzte Angst, die vor dem Verlust der einmal gekannten Nähe, zunichte macht. Gerade als der leidende Menschensohn, als der sterbende Messias, ist Jesus der wahre Bote des Gottesreiches. Dann aber kommt nichts und niemand mehr gegen das Gottesreich an: keine Sünde, kein Tod, kein Teufel. Das ist die Ostererkenntnis, die sogleich Osterbotschaft wird.

Bekanntlich hat Markus diese befreiende Erkenntnis der frühen Christenheit als erster in die erzählerische Form des Evangeliums gekleidet, also Jesu Leben - mit mancherlei Überlieferungsmaterial unterschiedlicher Herkunft - aus der Perspektive des endgültigen Sieges der Gottesherrschaft in Jesu Tod geschildert. Er hat damit in narrativer Gestalt - und also in gesteigerter Anschaulichkeit und Konkretion - wiedergegeben, was bereits seit ungefähr vierzig Jahren zur Überzeugung der ersten Christen gehörte: daß der Tod Jesu nicht gegen die von ihm verkündete Nähe des Gottesreiches spricht, sondern auf neue, geradezu unendlich vertiefte Weise dafür.

"Seid unter euch so gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht: Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zu Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters" (Phil 2,5-11).

Sie kennen diesen berühmten Hymnus, den Paulus im Philipperbrief als ihm bereits vorausliegende Tradition zitiert und anreichert. Hier ist von Jesus Christus als einem Präexistenten die Rede, der sich um der Menschen willen erniedrigt, um dann von Gott erhöht und zum Kyrios, zum Herrn über das All eingesetzt zu werden. Paulus hat, um der Verwechslung dieser Geschichte mit einem allgemeinen, zeitlosen Mythos oder einer bloß anschaulich gewordenen ewigen Idee (etwa nach dem Motto "stirb und werde") auszuschließen, eingefügt, daß sich Jesus bis ans Kreuz erniedrigt hat - also einen schmachvollen

Tod gestorben ist, so daß der Tod mithin als Krise seiner Verkündigung verstanden werden muß. Der Tod ist nicht bloß unvermeidliches Durchgangsmoment zur himmlischen Herrlichkeit. Markus hat, wenn man das systematisierend sagen darf, im wesentlichen die erzählerischen Konsequenzen aus dieser paulinischen Vertiefung der urchristlichen Christusbotschaft gezogen.

Im Johannesevangelium, diesem nur scheinbar so verständlichen, in Wahrheit tief rätselhaften Evangelium, findet sich, trotz eines ziemlich unterschiedlichen Vorstellungszusammenhangs, dieselbe Struktur wieder: Jesus, das ewige Wort Gottes (1,1) ist zugleich "Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt" (1,29), wie Johannes der Täufer, die Geschichte Jesu gewissermaßen präludierend, sagt. Auf die Vorstellungen vom Opfer einzugehen, die hier im Hintergrund stehen, würde in diesem Zusammenhang zu weit führen. Vielleicht kann man zum allgemeinen Verständnis nur folgendes festhalten: Daß Jesu Tod als Opfer gedeutet wird - im Neuen Testament übrigens gar nicht besonders breit belegt -, baut darauf auf, daß sich durch diesen Tod gerade die letzte Nähe des Gottesreiches realisiert. "Heilschaffender Tod" wäre dann der - freilich nur recht lockere - Mittelbegriff, der die sonstigen Opfer und das Sterben Jesu nebeneinander treten läßt. Keinesfalls aber verhält es sich so, daß Jesu Tod in eine feststehende Struktur von "Opfer" eingerückt wird; ja, Jesu Tod ist gerade das Ende der zwischen Gott und den Menschen vermittelnden Opferhandlungen. Kurzum: Auch bei Johannes ist das ewige Wort Gottes niemand anders als der getötete Jesus; ja gerade dadurch ist er das konkrete Gotteswort.

Lukas, der "Historiker" unter den Evangelisten, hat die Situation des kritischen Bruchs, die der Tod Jesu am Kreuz darstellt, am stärksten in eine geschichtliche Verlaufslinie eingerückt. Jesus, der Friedensbringer für die Welt, ist der fromme Gerechte, der auch in seinem Leiden und in seinem Tod von dieser ihn gerecht machenden Verbindung mit Gott nicht abläßt, so daß Gott ihn in der Auferstehung bestätigt. Mit Händen greifen läßt sich das an den Worten Jesu am Kreuz, wie Lukas sie wiedergibt. "Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", bittet er für seine Mörder (23,34). "Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein", tröstet er den einen Mitdelinquenten (23,43). Und schließlich stirbt er mit den gefaßten Worten: "Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist" (23,46). Den anderen ist und bleibt er zugewandt: denen, die ihn mißhandeln und töten; denen, die mit ihm das Todesschicksal erleiden; Gott als seinem Vater, zu dem die Verbindung auch im Tode nicht abreißt.

Diese Grundhaltung des Lukas, in der die Krise des Todes Jesu zu einem Durchgangsmoment wird, spricht auch aus dem Schema der Christus-Verkündigung in der Apostelgeschichte. So predigt Petrus am Pfingsttag in Jerusalem:

"Ihr Männer aus Israel, hört diese Worte: Jesus von Nazareth, von Gott unter euch ausgewiesen durch Taten und Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn in eurer Mitte getan hat, wie ihr selbst wißt - diesen Mann, der durch Gottes Rat-schluß und Vorsehung dahingegeben war, habt ihr durch die Hand der Heiden ans Kreuz geschlagen und umgebracht. Den hat Gott auferweckt und hat aufgelöst die Schmerzen des Todes, wie es denn unmöglich war, daß er im Tode festgehalten werden konnte" (Apg 2,22-24).

Auf Kontinuität sind denn auch insbesondere die Auferstehungsgeschichten des Lukas ausgerichtet; die Überlieferung von den vierzig Tagen, die Jesus zwischen Auferstehung und Himmelfahrt mit den Seinen zugebracht hat, dient genau diesem Zweck einer authentischen Instruktion des Jüngerkreises. Dennoch bleibt natürlich auch für Lukas - jedoch: zusammen mit der Geburt - der Tod Jesu das maßgebliche Ereignis seines Lebens.

Die Vielfalt der Konfessionen folge eher aus dem Kanon des Neuen Testaments als die Einheit der Kirche, hieß Ernst Käsemanns These. Ich will sie nicht bestreiten. Aber ich möchte darauf hinweisen, daß auch diese Vielzahl von Ausprägungen des Christlichen sich um ein gemeinsames, zentrales Problem versammelt: wie nämlich Jesu Tod zu verstehen ist. Denn es hat sich in unserem arg skizzenhaften Durchgang durch Jesus-Bilder im Neuen Testament gezeigt, daß sie alle, wenn auch unterschiedlich tief und unterschiedlich scharf, durch den Tod Jesu konturiert sind. Und sie sind sich, bei aller Unterschiedlichkeit, darin einig: Der Tod kann nicht nur nichts gegen Jesus und das Gottesreich ausrichten (das ist, sehr schematisch gesagt, die Auffassung des Lukas) - der Tod Jesu bedeutet in Wahrheit eine Vertiefung seiner Gottesreichbotschaft, ja deren letzte Bestätigung und endgültige Inkraftsetzung. Genau insofern gilt der Satz des Paulus aus dem 1. Korintherbrief: "Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich" (1 Kor 15,14).

Dann ist aber auch die Deutung des Todes Jesu das Maß, nach dem sich christliche Kirchen und Konfessionen zueinander ins Verhältnis setzen müssen - wenn man sich nicht einfach der zufälligen Herkunft aus einer so oder so

geprägten Christlichkeit überlassen will. Diesem Aspekt widme ich mich im dritten und vierten Teil, nun unter stärker systematischen Gesichtspunkten.

3. Das Wesen des Christentums

Wer war Jesus von Nazareth? Wir haben gesehen, daß diese Frage von selbst aus der scheinbaren historischen Abständigkeit ausbricht und zur Frage wird: Wer ist Jesus Christus? Das historische Forschen selbst findet keine Antwort, wenn nicht die Ebene gewechselt wird von der distanziierten Erkenntnis zum gültigen Bekenntnis. Erst dann löst sich das Rätsel des historischen Jesus auf, wenn sich diejenigen, die sich Jesus zuwenden, durch seine Geschichte von dem in Ohnmacht mächtigen Kommen des Gottesreiches, von der Präsenz Gottes jetzt und in alle Zukunft hinein, überzeugen lassen. Weil die Erkenntnis Jesu von Nazareth so ins Bekenntnis zu Jesus als dem Christus übergehen muß, wenn sie überhaupt eine Lösung finden will, gibt es "den historischen Jesus als solchen" gar nicht.

Allerdings ist der historische Jesus - sagen wir besser: die geschichtliche Gestalt Jesu von Nazareth in seiner Verkündigung vom angstfrei nahen Gott und in seinem Handeln, das diese Gegenwart im Vorschein realisiert - stets der Ausgangspunkt. Das zeigt sich schon in der alten Formel, die Paulus Römer 10,9 zitiert: "Wenn du mit dem Munde bekennst, daß Jesus der Herr ist, und mit dem Herzen glaubst, daß ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet."

Daß es dazu kommt, daß aus der Wahrnehmung Jesu als Phänomen der Geschichte die Erkenntnis Jesu als des letzten Vergegenwärtigers des Gottesreiches wird, das ist freilich ein Weg, der sich nicht von selbst versteht. Denn dieser Weg führt durch das Verständnis des Todes Jesu.

Für das übliche Verstehen historischer Personen ist einzig und allein ihr Leben entscheidend. Ihr Tod muß, wenn überhaupt, als Konsequenz ihres Lebens verstanden werden; und was wir an Deutung für ihren Tod besitzen, geht auf ihr Leben zurück. Bestenfalls werfen Spätfolgen des Lebens in der Geschichte noch einmal ein Licht zurück auf den Tod. So ist es bei Jesus nicht. Das Gottesreich, mit dem er in Einheit lebt, findet zu keiner von ihm ablösbaren Selbständigkeit. Das sonst manchmal sehr hilfreiche Schema einer Wirkungsgeschichte versagt im Falle Jesu. Vielmehr ist es das neue, aus Jesu Leben unableitbare Verständnis seines Todes als Bestätigung seiner Gottesreichverkündigung, das für ein neues, vertieftes Verständnis Jesu sorgt. Das haben

wir ja an der Abwandlung der Vorstellungsformen gesehen, die für Jesus gebraucht wurden. Jedes zutreffende Verständnis Jesu muß durch das Nadelöhr seines Todes hindurch. Der Tod darf nicht länger als Ort der Gottverlassenheit verstanden werden - der Tod Jesu wird zum absolut vertiefenden Moment des Gottesreiches. Für das Zustandekommen dieser Einsicht aber gibt es keine hinreichenden historischen Entwicklungsbedingungen. Der Weg durch den Tod ist im strengen Sinne nicht-kontinuierlich. Er verlangt darum von allen, die sich um diese Erkenntnis bemühen, ein Um-denken im genauen Verständnis des Wortes, gegen die Vorstellung historischer Kontinuität.

Lukas, der Historiker unter den Evangelisten, hat diesen Unterschied freilich nicht besonders scharf akzentuiert, und zumal nicht in der Konzeption seines Doppelwerkes aus Lebensgeschichte Jesu und Frühgeschichte der Kirche, das um die Auferstehung herum gruppiert ist. Bei Lukas kann man die Meinung vorgebildet finden, die Kirche wachse - natürlich durch den Geist vermittelt und nicht ohne Konflikte, aber doch - im ganzen organisch aus der Jesusverkündigung heraus, die in der Überwindung des Todes durch die Auferstehung auf ihren Höhepunkt gelangt. Dadurch wird einem Bild Vorschub geleistet, nach dem es von Anbeginn an nur eine historisch gewachsene Kirche gegeben habe, die alle einzelnen Ausprägungen des Christlichen mehr oder weniger in sich befasse, häretische Gruppierungen entsprechend ausschließe. Erst in späterer Zeit und unter anderen historischen Umständen aber hat man sich dieses kontinuierlich orientierte Geschichtsbild aus der Perspektive der Kirchenleitung zu eigen machen können - und zwar durchaus im Sinne einer biblischen Legitimation geschichtlich gewordener Verhältnisse. Tatsächlich ist die Situation des frühen Christentums, wie wir anhand der Titel Jesu gesehen haben, überaus vielgestaltig, und man kann sich nur dadurch eine Auffassung von der jeweiligen Tiefe der Jesusvorstellung bilden, daß man die unterschiedlichen Christentümer auf ihr Verständnis des Todes Jesu befragt. Wenn man das tut, dann zählt Lukas kaum zu denjenigen, die dafür die tiefste Deutung bieten. Die Folgerung, die ich daraus ziehe, ist diese: Wenn wir mit Bezug auf den Tod Jesu nach dem Wesen des Christentums fragen, müssen wir gegenüber den uns vertrauten, vorfindlichen, in der Geschichte gewordenen Kirchentümmern eine kritische Distanz einnehmen. Nur dann können wir fragen und erkennen, in welcher Weise in unserer eigenen Konfession das gemeinsam Christliche wahrgenommen und gelebt wird.

Einen Vorschlag, wie man dies entscheidend Christliche verstehen könnte, möchte ich Ihnen jetzt machen.

Jesus ist derjenige, der ganz und gar "für Gott" ist. Warum das so ist, bleibt historisch kontingent, also unerklärbar. Natürlich kann man sehen, daß und wie Jesus auf dem Boden des auserwählten Gottesvolkes Israel steht. Sehr viele Bilder und sprachliche Wendungen seiner Botschaft kann man auch anderwärts im frühen Judentum finden; vieles ist aus der Tradition des Alten Testamentes geschöpft, aus der Weisheit, aus der Prophetie, aus der Apokalyptik. Und auch für seine Taten gibt es durchaus Parallelen in der antiken Welt. Nicht die einzelnen Worte oder Handlungen also sind es, die Jesus auszeichnen; er ist nicht ein mehr oder minder origineller Philosoph. Es ist vielmehr das Gefüge von Reden und Tun, die gelebte Sinnbestimmung, die alles zusammenhält, die das Eigentümliche seines Lebens ausmacht. Eben dies: So zu verkündigen und zu handeln, daß die Distanz zu Gott verschwindet. Jesus, ganz Gott ausgeliefert, ohne Angst; darum kann er ihn auch angstfrei vergegenwärtigen. Solche Angstfreiheit freilich zeitigt Konsequenzen: sie ist entweder gewinnend - oder sie ist beängstigend. Jesus hat Nachfolger gefunden. Aber eben auch harten Widerstand erfahren. Das zeigt, wieviel Angst seine Angstfreiheit auslöste. Wie es scheint, hat Jesus diese Feindschaft, die ihn mit dem Tode bedrohte, auf sich genommen. Ja, in Jesu Gebet in Gethsemane kann man sehen, wie ihn selbst die Angst anrührt - wie er aber auch in dieser tiefsten inneren Bedrängnis daran festgehalten hat, ganz für Gott zu sein - und alles von Gott zu erwarten. So daß man sagen kann, Jesus habe in Jerusalem eine Entscheidung über die Wahrheit seines Lebens gesucht, eine Entscheidung, die ihm selbst nicht zu Gebote stand.

Gott ist derjenige, der ganz für Jesus ist. Das ist der harte Kern in der apokalyptischen Vorstellung von der Totenauferweckung. Nach Jesu Tod gibt es, im Nachhinein betrachtet, eine einfache Alternative. Entweder erlischt mit dem Leben des Boten auch die Wirklichkeit des Gottesreiches. Das ist das, was man erwarten konnte und befürchten mußte. Nach der von Jesus gelebten und realisierten Nähe steht nun die Angst vor Gott wieder auf. Mindestens bis zu einem neuen Versuch, sie zu durchbrechen. Oder - und das ist es ja, was sich ereignet hat - der Tod Jesu wird selbst zu einem, ja dem konstitutiven Moment des Gottesreiches, der Gegenwart Gottes auf Erden. Nach den Traditionen des Alten Testamentes lag das außerhalb der überlieferten Gotteserfahrungen. "Gott hat Jesus von den Toten auferweckt" - das wird zum neuen Grundsatz, wie es für Israel geheißen hatte: "Gott hat sein Volk aus Ägyptenland geführt" (J. Becker). Das Überraschende ist: Gott selbst entspricht der angstfreien Offenheit Jesu für ihn darin, daß er, wenn die anthropomorphe Rede erlaubt ist,

keine Angst hat, sich dem Tod auszusetzen. Gott nimmt die Ablehnung seiner von Jesus gewährten Nähe, die ihn ans Kreuz gebracht hatte, auf sich. Vom Kampf Gottes mit dem Tod reden manche Stimmen der alten Theologie, zu Recht.

Damit aber verschwindet auch die letzte Angst, daß Gott sich hätte im Tode Jesu von der Welt zurückziehen können, um sie vollends und endlos der Gottlosigkeit zu überlassen. Das Gegenteil ist der Fall: Indem Gott am Kreuz Jesu dem Tod begegnet, wird seine Gegenwart für Zeit und Ewigkeit auf Erden aufgerichtet. Und zwar in Wahrheit und Wirklichkeit.

Jesus - ganz und gar für Gott. Und Gott - ganz und gar (wir wissen jetzt, was dieses "ganz" heißt!), Gott ganz und gar für Jesus. In der Entsprechung, im Zusammenhang dieses doppelten "Für" gründet die Tatsache, daß Gott ganz und gar für uns ist. Denn sowohl Jesu Auftreten als auch Jesu Auferweckung sind "für uns" geschehen: uns Gottes Nähe zu bringen - und Gottes Nähe gegen unsere Angst und Ablehnung bei uns zu halten. Für sich selbst hätte Gott das nicht nötig gehabt. Das, dieses unendliche "Für uns", ist das Evangelium, von dem Paulus sagt, daß es "eine Kraft Gottes" ist, "die selig macht alle, die daran glauben" (Röm 1,17).

Darum entspricht dem Leben Gottes "für uns" unser Leben "für Gott", und genau das ist mit Glaube gemeint. Daß wir gegen unseren Widerstand gegen Gottes Nähe stets wieder von ihm gesucht und geöffnet werden, seine Nähe, seine Gegenwart bei uns zuzulassen. Wie das vor sich geht? Nur so, daß wir uns selbst mit allem, was wir haben und können, was wir wissen und woran wir zweifeln, aufgeben, um uns ganz und gar aus Gottes Hand neu zu empfangen. Unser Glaube ist dann die uns gegebene Wirklichkeit des Gottesreiches, die Widerspiegelung von Gottes Leben "für uns" in unserer leiblich-menschlichen Existenz. Ja, solcher Glaube ist Teilhabe an Gott selbst, ist schon ewiges Leben.

Jesus für Gott - Gott für Jesus: darin ist Gott ganz und gar für uns. Dadurch werden wir für Gott gewonnen. Dieser Weg, durch Jesus für Gott gewonnen zu werden, der ganz und gar für uns ist: das ist das Wesen des Christentums. Das ist der Weg, Christ zu werden. Und darüber hinaus gibt es nichts mehr. Der Glaube, der das Leben in angstfreier Nähe zu Gott leben läßt, ist alles.

4. Jesus, das Christentum und die Kirchen

Glaube allein als Teilhabe an Gottes Leben für uns - ist das nicht zu wenig? Von zwei Seiten kann diese Frage erhoben werden. Aus einer eher religionskritisch gestimmten Haltung - und aus tief verwurzelter Kirchlichkeit.

Wer religionskritisch eingestellt ist, wird geneigt sein, so zu argumentieren: Bei diesen soeben entwickelten Gedanken geht es doch lediglich um Gedanken, um fromme Vorstellungen, die völlig ins Belieben derjenigen gestellt sind, die sie teilen - oder eben auch nicht. Die behauptete Wirklichkeit besteht nur in der Behauptung und als Behauptung. Dagegen sage ich: Dieser Einwand leidet unter einem Mißverständnis dessen, was religiöse Wirklichkeit ist. Was Jesus getan und gelebt hat, ist bereits dadurch wirklich, daß er es getan hat. Wirklich und nicht mehr zurückzunehmen. Und genau das gilt auch von der Wahrheit der Auferstehung Jesu: Daß Menschen nach Jesu Tod Gott auf diese Art neu kennenlernten, daß er sich selbst dem Tode ausgesetzt hatte, ist bereits diese Wirklichkeit selbst. Gott, einmal so verstanden und kennengelernt, wird nicht mehr anders. Es ist auch logisch gar nicht vorstellbar, wie eine Veränderung Gottes über dieses Geschehen hinaus sollte gedacht werden können. Möglich sind allenfalls noch Rückschritte: zu einem drohend fernen Gott oder zu einem anonym wirkenden Weltprinzip. Nein, die von Jesus gelebte Gottesnähe, die sich im Tode Jesu unendlich vertieft und die im Glauben wahrgenommen und gelebt wird, ist religiöse Wirklichkeit schlechthin. Daß sie nur im Glauben gelebt werden kann, ist kein Mangel, sondern ihr eigentümlicher Status als religiöse Wirklichkeit.

Daß es mit dem Glauben allein genug sei, mag freilich auch von anderer Seite in Frage gestellt werden. Hier aus dem zunächst durchaus verständlichen Motiv heraus, die Wirklichkeit der Religion gegen Einwände sicherzustellen.

Kann es denn Glauben ohne Liebe geben - und zwar als Verwirklichungs-gestalt des Glaubens? Meine Antwort ist: Nein, es gibt keinen Glauben ohne Liebe. Aber meine Rückfrage lautet dann auch: Was kann durch die Liebe zu der angstfreien Gottesnähe noch hinzukommen? Wo diese Nähe herrscht, da wandelt sich sofort das Leben. Da werden Grenzen überwunden, Verbindungen gesucht, da wird Hilfe geleistet, Beistand gewährt. Denn die Angst, sich selbst zu verlieren, beherrscht nicht mehr das Leben. Liebe - ja; aber eben nun doch nicht als Steigerung des Glaubens.

Kann es denn Glauben geben ohne die Mitwirkung der Kirche, die ihn durch Verkündigung und Sakrament erst für uns erfahrbar macht? Nein, denn auch

unser Glaube ist auf das Zeugnis anderer Christinnen und Christen angewiesen. Ohne sie, von den Gemeinden und Schriftstellern des Neuen Testaments an, wüßten wir nichts von Jesus, könnten wir gar nicht an den Anfang des Weges gelangen, an ihn und an Gott für uns zu glauben. Aber diese Verkündigung wirkt ja doch nur dann glaubenweckend an uns und auf uns, wenn in ihr Gottes Wirklichkeit selbst zum Zuge kommt - und zwar im Unterschied zu allen menschlichen und kultischen Vermittlungsbemühungen. Denn erst da, wo sich die angstfreie Nähe zu Gott wirklich in unserem eigenen Leben einstellt, dürfen wir uns in die Gemeinde Jesu Christi eingeschlossen wissen. Darum ist es die beständige Frage an die Kirchen, aus denen wir kommen und in denen wir leben, ob sie dieser Funktion dienen, den Glauben zu bezeugen, den Gott allein in seinem "für uns" weckt. Durch diese Frage werden alle Kirchen als untergeordnete Instrumente Gottes angesehen, die keinen Anspruch auf eigene Geltung erheben können. Der Glaube relativiert die Kirchen, denen die Glaubenden doch - in Überwindung der Angst vor Nähe - auch wiederum gern angehören.

Nur diese kritische Unterscheidung von Glaube und Kirche öffnet dann auch den Blick für die Wirklichkeit des Glaubens außerhalb unserer herkömmlichen Kirchentümer. Daß Gott mit seinem Leben für uns Menschen auch da gegenwärtig wirkt, wo neuer Lebensmut entsteht, wo Vertrauen gegen den Augenschein trägt, wo Nähe zugelassen wird, ohne in Flucht und Aggression zu münden. Wie anders können wir uns Jesus Christus denken als so, daß er selbst uns Menschen für die Wahrheit Gottes gewinnt? Wer war Jesus von Nazareth? Er ist Jesus, der Christus. Das ist die Antwort, die er selbst in uns laut werden läßt. Und weil das so ist, braucht uns, im Blick auf Jesus, auch um die Zukunft des Christentums nicht bange zu sein.